

Jugendjahre
Reminiszenz an die 1950er

Auch weitgehend unspektakulär gelebtes Leben ist oft interessant und aufschlussreich genug, es nicht in Staub und Nebel entschwinden zu lassen.

Über den Autor

Wolfgang Schmidt wurde 1941 in Dresden geboren. Nach dem Abschluss der Mittleren Reife erlernte er den Beruf eines Werkzeugmachers. Später studierte er und wurde Dipl.-Lehrer. Er unterrichtete Mathematik und Geografie. Heute genießt er in Dresden seinen Ruhestand.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Wolfgang Schmidt

Jugendjahre

Reminiszenz an die 1950er

Verlag

2021

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-078-4

Copyright (2021) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelbild © goldpix [Adobe Stock]

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

14,50 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Vorwort

Über rund vier Jahre hinweg werden Bernd, Andreas und ihre Freunde durch ihre frühen Jugendjahre begleitet, die in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts liegen. Mit Ausnahme der Tatsache, dass ich die Namen handelnder Personen durch fiktive ersetzt und meist auch die Ortsbezeichnungen geändert habe, ist das Geschehen weitestgehend authentisch, in unterschiedlichen Anteilen auch mit autobiografischem Hintergrund geschildert. Allgemein bekannte politische Ereignisse jener Zeit habe ich nicht thematisiert.

Der permanente Kontakt mit Kindern und Jugendlichen während meiner 35-jährigen Lehrtätigkeit war dabei hilfreich.

Ich danke all jenen, die auszugsweise das Manuskript lasen, Hinweise gaben oder Erlebtes zum Inhalt beisteuerten, insbesondere Werner K., Manfred S. und Gunter W. In besonderem Maße danke ich meiner Lektorin Heike Deschle, die dem Ganzen den rechten Schliff gab.

Wolfgang Schmidt
Dresden 2020

1955

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Eine peinliche Dienstleistung

„Ohne Späne kein Wannenbad! Also komm, Junge, ab in die Spur!“

„Der Leiterwagen ist noch kaputt!“

„Dann nimmst du den Rolli!“

„Den Rolli?! Mit dem mach ich mich doch zum Heinz!“

„Dann bist du eben heute mal der Heinz! Komm, Junge, mach hin!“

Da offenbar jeder Einwand zwecklos war, fügte sich Bernd widerwillig dem Auftrag der Mutter, holte das Handwägelchen aus dem Schuppen, schnappte sich zwei einigermaßen intakte Kartoffelsäcke und verstaute sie auf dem kleinen Monstrum mit den plärrenden Metallrädern. Dann machte er sich missmutig auf den Weg zur eineinhalb Kilometer entfernten Stellmacherwerkstatt. Schließlich war er bald fünfzehn und sich schon lange zu schade für derlei peinliches Tun. „Bestimmt beobachten mich alle und lachen hämisch über mich“, ging es ihm durch den Kopf, „wenn ich mit dieser scheppernden Karre durch die Gegend rattere.“ Bernds Selbstbewusstsein litt mächtig. Prompt verdächtigte er zwei ihm entgegenkommende Sechstklässler, dass sie ihm garantiert hinterherfeixten, als er an ihnen vorüberfuhr. Mit entsprechender Drohgebärde drehte er sich abrupt um. – Er hatte sich geirrt.

Kurz darauf traf er Hansi, der sich ihm erfreut anschloss. Von dem hatte er nichts zu befürchten, der verehrte ihn sogar ein bisschen. Hans Beier suchte gern die Nähe älterer Jungen, weil er von denen nicht so gehänselt wurde wie von Gleichaltrigen oder Jüngeren. Auch hielten sie ihm manchmal Nervensägen vom Hals. Er war fast drei Jahre jünger als Bernd und ebenfalls Einzelkind.

Ein bisschen naiv und sehr gutgläubig, wurde er oft Zielscheibe von Ironie und Neckerei, was er allerdings selten durchschaute. Das wiederum ermunterte die Stichler, noch

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

eins draufzusetzen. Alles in allem war Hansi jedoch, wie meist auch seine Spötter fanden, „eine gute Seele“. – Ungefragt sprudelte er auch gleich hervor, dass er auf dem Weg zu Schumacher Petzold sei, bei dem drei Paar Schuhe zur Abholung bereitlägen.

„Wie willst du die denn transportieren?“, erkundigte sich Bernd, denn Hansi trug nichts dergleichen bei sich. Daraufhin ließ der Junge drei Finger in der Hosentasche verschwinden und förderte, theatralisch ausholend, ein überdimensionales Einkaufsnetz zutage, das er seinem Gegenüber triumphierend unter die Nase hielt. Bernd rollte die Augen und nickte ergeben. Hansi grinste zufrieden, legte das Netz penibel zusammen und stopfte es zurück. Er deutete zum Rolli.

„Gehst du wieder Späne holen?“

„Leider.“

„Damit dürften die mir nicht kommen!“

„Die“ waren seine Eltern, die in der Blankwitzer Neuen Siedlung eine weithin bekannte Fleischerei betrieben. Vater und Mutter Beier verwöhnten ihren Spätgeborenen über alle Maßen und bestätigten – jedenfalls in dieser Hinsicht – dass ihr pädagogisches Talent ihrem handwerklichen merklich hinterherhinkte.

Vor dem Grundstück der Familie Böhm stoppte Bernd. Er spähte vorsichtig durch den Zaun. Sein Herz schlug schneller, doch von Franzi war nichts zu sehen. Zwei Hühner pickten gackernd über den Fußweg und ließen sich weder von dem metallischen Scheppern des kleinen Handwagens noch von seinen Begleitern aus der Ruhe bringen. Aber anscheinend bereuten sie ihren Ausflug, denn sie äugten ständig auf die andere Seite des Zaunes, die sie leichtsinnigerweise verlassen hatten.

„Das sind legefaule Rhodeländer“, verkündete Hansi, „davon haben wir auch welche.“

„Warum habt ihr die, wenn sie legefaul sind?“

Das Lesepfeil wenn ein Foto gemacht geschützt!

„Die haben viel Fleisch. Außerdem können sie nicht fliegen.“

Plötzlich kam er auf die Idee, den Stierkämpfer zu geben. Erneut zog er sein Netz mit weit ausholender Bewegung hervor und fuchtelte, es wie eine Muleta verwendend, tänzelnd vor dem Federvieh herum. Doch wie er sich auch mühte, die Hühner ließen sich nicht aus der Reserve locken. Verständnislos verfolgten sie Hansis Hopserei, die er lautmalerisch begleitete. Schließlich schienen sie der Albrei überdrüssig und traten den Rückzug an. Das Kleinere marschierte auf den Zaun zu und schritt gemessen an ihm entlang. Als es den Durchschlupf nicht fand, wurde es nervös. Immer hektischer tippelte es herum, bis es endlich die Öffnung aufspürte und hindurchschoss, als wäre der Habicht im Anflug. Daraufhin entschloss sich auch das Zweite, ihm zu folgen. Kurz bevor es sich durch das Hindernis zwängte, hielt es kurz inne, als zweifle es, ob es folgen oder doch lieber noch ein bisschen picken sollte.

„Komische Viecher“, sinnierte Hansi und stopfte die Muleta wieder zurück. Bernd wagte noch einen längeren Blick durch den Zaun, dann ratterte er weiter.

„Na, Wade, alter Kumpel, wieder mal als Späneholer vom Dienst im Einsatz?“

Andi bremste sein Fahrrad galant vor ihm, sodass das Hinterrad ausbrach und eine dicke Staubwolke aufwirbelte.

Seinen Spitznamen Wade verdankte Bernd einer Bemerkung seiner Klassenlehrerin während einer Schulwanderung. Er hatte vorgegeben, erschöpft zu sein, worauf ihn Fräulein Möller ermunterte: „Du wirst doch wohl nicht schlappmachen wollen! Du mit deinen Fußballerwaden?“

Auf seine Art war auch Andreas Makovai ein Original. Neben Fußball- und Tischtennispiel verbrachte er einen Großteil seiner Freizeit mit Lesen, vor allem von Büchern aus der Leihbücherei. Da seine Interessen sehr vielfältig waren, besaß er eine erstaunliche Allgemeinbildung und

benutzte oft Vokabeln, die nicht unbedingt dem Wortschatz seiner gleichaltrigen Freunde entsprachen. Auch gefiel es ihm, sich gestelzt auszudrücken oder „wortakrobatischen Nonsens“ von sich zu geben. Andererseits begab er sich auch schon mal lustvoll, wie er sagte, in die „Niederungen provinzieller Ausdrucksweise“.

Die Makovais waren als sogenannte Ungarn-Deutsche 1948 nach Blankwitz gekommen. Felix, Andis Vater, war rumänischer Abstammung und im Herbst 1944 aus der Ungarischen Armee desertiert. Er schloss sich in der südlichen Baranja jugoslawischen Partisanen an und gilt seither als vermisst. So lebte Andreas nun mit seiner Mutter Lydia, Großmutter Adele und den jüngeren Geschwistern Veit und Anne zusammen.

Am Lenker von Andis Rad baumelte ein Paar Schuhe, das seine beste Zeit deutlich erkennbar hinter sich hatte. Auf dem Gepäckträger klemmte, vorbildlich eingefettet, das Juwel: Der über die Zeit gerettete Lederfußball stammte noch aus ungarischer Produktion. Während des Umsiedlungsdurcheinanders hatte der Junge streng darauf geachtet, dass das gute Stück nicht verloren ging.

Andreas war weit und breit der einzige, der einen echten Lederfußball besaß.

„Hast du schon die blöde Bio-Hausaufgabe gemacht?“, fragte er und geriet postwendend in Rage: „Mitschurin! Mitschurin! Was interessiert mich dieser komische Mitschurin mit seiner Riesengurke!“

„Riesentomate“, berichtigte Banknachbar Bernd gelassen, „er hat übergroße Tomaten im Labor gezüchtet.“

Außerdem hat er kälteresistentere Obstsorten erzeugt und so die Anbaugrenze nach Norden verschoben.“

Andreas vergaß einen Moment, den Mund zu schließen.

„Lohse, du kälteresistenter Streber ...“

* Iwan W. Mitschurin, russischer Botaniker und Pflanzengärtner!

In seinen flinken Augen blitzte es belustigt. Wie meist war sein Vorwurf nicht so ernst gemeint. Immerhin hatte er schon mehrfach vom „Streber“ profitiert. Er würde es auch in diesem Fall tun. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen zählten nicht zu seinen Lieblingsfächern. Sein Freund Wade war sich allerdings nicht so sicher, ob Andi das wirklich nicht wusste. Es wäre nicht das erste Mal, dass der sich dumm stellte. Andi setzte sein vielsagendes Grinsen auf und heuchelte: „Bin eben nur 'ne kleine Leuchte mit unterentwickeltem Docht.“

„Wenn du's sagst ...“

Da sich Hansi nicht ausreichend beachtet fand, zog er wieder sein Einkaufsnetz aus der Hosentasche und begann, die beiden Jungs ins Visier nehmend, es über seinem Kopf kreisen zu lassen. Als die gewünschte Anerkennung ausblieb, erhöhte er die Frequenz, bis er nach Luft zu schnappen begann. Vergebens. Andi streichelte weiter nachdenklich seinen Fußball, während Bernd gedankenverloren auf den Fußweg starrte. Hansi wedelte noch ein bisschen herum und stellte seine Aktivitäten schließlich ein.

Bernd bückte sich zu einem glänzenden Metallteilchen, kam ins Stolpern, ruderte kurz mit den Armen und hätte um ein Haar Andi samt Rad ins Straucheln gebracht.

„Wegen deinem blöden Rad wäre ich fast auf die Schnauze geflogen!“

„Deines Rades“, dozierte Andreas, ohne eine Miene zu verziehen, „wegen deines blöden Rades wäre ich fast auf die Schnauze geflogen. Wegen verlangt den Genitiv, zweiter Fall!“

„Ach nee! Wer ist denn hier der Streber, Grammatikeule?“ grinste Bernd in das gönnerhafte Gesicht seines Gegenübers und setzte hinterher: „Aber immerhin! Für einen ehemaligen Puszta-Indianer nicht schlecht!“

Andis Miene wurde eine Spur jovialer.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Der Späneholer kann ja Puszta nicht mal richtig aussprechen geschweige denn schreiben. Und mit dem Ursprung der Indianer hat er auch seine Probleme. Immerhin weiß er über Tomaten Bescheid. Für einen gärtnerischen Beruf reicht's vielleicht gerade noch so ...“

„Eseltreiber!“

Lächelnd streichelte Andi über seinen Ball.

„Also dann ...“ Er schwang sich auf den Sattel und radelte in Richtung Parkwiese.

„Ein Mistpilz, wie er im Buche steht“, feixte Bernd in Richtung Hansi. Doch der hatte nur Bahnhof verstanden, als er mit aufgerissenen Augen von einem zum anderen blickend das Geplänkel verfolgte. Dass sich die beiden dabei auch noch köstlich zu amüsieren schienen, überstieg seinen Horizont vollends. An der Einmündung Roseggergasse schlug er grußlos den Weg zum Schuhmacher ein.

„Is ja doch noch 'n lustiger Nachmittag geworden“, dachte Bernd, als er dem sich hopsend entfernenden Hansi hinterhersah.

Die Tischler- und Stellmacherei lag im hinteren Teil des Großmann'schen Anwesens. Eine breite, mit Katzenköpfen aus grauem Granit gepflasterte Einfahrt führte am Wohnhaus vorbei bis zu den beiden großen Werkstatttüren. Als Bernds Rolli über den Hof ratterte, erschien am geöffneten Küchenfenster rechterhand im ersten Stock der Kopf von Waltraud Großmann. Sie stützte sich mit den Unterarmen auf das bereitliegende Kissen. Dessen grob-gewirkter Überzug war zwar unbequem, aber sie kam einfach nicht dazu, ihn gegen einen anderen auszutauschen. Bernd nickte ihr zu.

„Tag, Frau Großmann!“

„Ach du bist's, Bernd. Heute ohne Leiterwagen?“

In diesem Moment öffnete sich das linke Werkstatttor und das schwappende Geräusch der Transmissionsriemen drang zu ihnen. Werner Lindemann, der Geselle, führte ei-

nen reparierten Erntewagen an der Deichsel. Hinten schoben der Meister höchstpersönlich und ein weiterer Gehilfe, den Bernd nicht kannte.

„Tag, Herr Großmann“, sprach er laut gegen den Lärm an, als der Stellmacher nahe an ihm vorüberging. Ohne jede Reaktion. Dass er ihn bereits bemerkt hatte, als die Werkstatttür aufging, war sich Bernd sicher.

Nachdem sie den Wagen auf einer Abstellfläche im Hof gesichert hatten, kam der Tischler wie selbstverständlich mit ausgestreckter Hand auf ihn zu: „Na, Meister Lohse, wie stehen die Aktien?“

Ohne auf die Floskel einzugehen, grüßte Bernd ein zweites Mal: „Guten Tag und viele Grüße von meinen Eltern. Ich komm wegen der Späne.“

„Hab mir’s fast gedacht“, grinste der Meister und deutete mit einer raschen Armbewegung auf den Rolli: „Was hast du denn heute für ’ne Möhre mitgebracht?“

„Unser Leiterwagen ist kaputt“, sagte Bernd kleinlaut, als müsse er sich für das Gefährt entschuldigen.

„Zwei Säcke kriegst du mit dem Ding aber nie und nimmer transportiert! Höchstens einen!“

Bernd hatte es schon vermutet, hoffte aber, der Meister würde eventuell die leichten Spänesäcke übereinanderlegen und mit einem Gurt festzurren. Doch das hatte Großmann offenbar nicht vor. Er schnappte sich einen der säuberlich zusammengelegten Säcke und steuerte ohne Kommentar die Werkstatt an. Bernd trottete hinterher. Er kannte seine Aufgabe: Sack aufhalten ...

Rückblick – Mutter und Tochter

Alle gut gemeinten Ratschläge von Verwandten und Freunden, dass das Leben doch weitergehen müsse und ihre kleine Tochter in diesen schwierigen Zeiten eine starke Mutter an ihrer Seite benötige, halfen Maria nicht, sich mit

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

dem frühen Tod ihres Mannes abzufinden. Wenn sie allein war, wurde sie immer wieder unvermittelt von Weinkrämpfen übermannt. Ein Dreivierteljahr war es jetzt her, die kleine Franzi war gerade ein halbes Jahr alt geworden, als Maria die Nachricht erreichte, von der sie immer noch die Wortfetzen im Kopf trug:

„Stabsbootsmann Horst Böhm ... im heldenhaften Kampf ... für Führer und Vaterland ... Heldentod ...“

Im Frühjahr 1941, Horst war noch keine achtundzwanzig Jahre alt, wurde im Verlauf einer der Geleitzugschladten sein U-Boot im Nordatlantik geortet. Die Besatzung konnte zunächst entkommen, geriet aber kurz darauf erneut ins Fadenkreuz. Alle Zähigkeit und Wendigkeit, die den Typ7-Booten nachgesagt wurden, nützten letztlich nichts, sie gerieten in einen Wasserbombenhagel, den alle an Bord mit dem Leben bezahlten. – Diesen Hergang schilderte ein befreundeter Bootsmann, der mit seinen Kameraden ebenfalls in den Angriff verwickelt war, der fassungslosen Witwe. Maria war in eine Art Trance, in einen Schockzustand gefallen, sie hatte nur stumm dagesessen und der Erzählung dumpf gelauscht. Sie hatte dem Gast nicht einmal etwas angeboten. Erst viel später drangen seine Worte in ihr Bewusstsein und lösten eine maßlose Trauer aus, die sie seitdem gefangen hielt. Maria war am liebsten allein, um ihren Gedanken nachzuhängen und sich dem Schmerz hinzugeben. Dann konnte allein Franziska, die ihrem Vater immer ähnlicher wurde, sie über die Zeit trösten und davon abhalten, weit Schlimmeres zu erwägen. Ihre Eltern verstanden es nicht und waren verstimmt, als sie ihnen kurz vor Heiligabend mitteilte, sie wolle gern mit „seinem Kind“ alleine sein. Auch Schwiegermutter Gertrud, die mit ihr im Haus wohnte, reagierte mit Kopfschütteln. – Schon damals schien es Maria unbegreiflich, wie sie ihren seelischen Schmerz verbarg. War es allein deren

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

pragmatische Lebenseinstellung, um die sie sie manchmal beneidete?

„Es müssen so viele mit ihrem Los fertig werden, Maria! Das Leben muss doch weitergehen!“, haderte sie.

„Lasst mir Zeit, ich bin noch nicht so weit.“ Die junge Mutter fühlte sich von ihren Eltern und der Schwiegermutter missverstanden, was zur Folge hatte, dass sie sich noch mehr in sich zurückzog.

Aus dem Radio erklang sakrale Weihnachtsmusik.

Die kleine Franzi spielte hingebungsvoll mit ihrer neuen Puppe.

„Schade, dass dein Papa dich nicht sehen kann“, dachte Maria und lächelte traurig, „so hübsch, so adrett im azurblauen Kleidchen.“ Sie hatte es gerade noch rechtzeitig geschafft, Stehbündchen und Ärmel zu umnähen. Wenn sie allein daran dachte, wie schwer es gewesen war, die weiße Spitze zu erstehen ... Maria war vor Stolz errötet, als die Schwiegermutter gestern Abend ihr Werk bestaunt und begeistert in die Hände geklatscht hatte.

Neben Franzis Puppensachen lagen verschiedene Bilder-alben auf dem Tisch. Horst war ein leidenschaftlicher Fotoamateure gewesen, und Maria hatte ihn immer dafür bewundert, wie liebevoll und akribisch er die Bände gestaltete. Obwohl sie alle Bilder längst kannte, konnte sie sich doch immer wieder in deren Anblick vertiefen. Horsts Feldpostbriefe lagen ebenfalls ordentlich sortiert dabei. Auch sie las Maria wieder und wieder und versank in wehmütiger Erinnerung. Als sie das Porträtfoto in die Hand nahm, das er für sie im Studio hatte anfertigen lassen, spürte sie, wie sie die Trauer übermannen wollte.

„Du musst dich vor dem Kind zusammenreißen“, sagte sie sich und schluckte entschlossen die Tränen hinunter. Sie sah auf ihre Tochter, wie sie sich abmühte, ihre Puppe zu füttern, bis sie schließlich aufgab und die Mutter fra-

~~diese Essproben in ihre aufgaben geschickt~~

gend anblickte. Rasch wischte sich Maria über die Augen, hob die Kleine aus dem Kinderstuhl, nahm sie auf den Schoß und drückte sie fest an sich. Versonnen blickte sie in das Kerzenlicht, worauf das sonst so lebhaftes Kind inhielt, als sagte ihm eine innere Stimme, dass es ganz stillhalten müsse. Maria griff einen Keks aus der Schale, drückte ihn der Tochter in die Hand und gemeinsam fütterten sie das Puppenkind. Kaum hörbar stimmte Maria ein Kinderlied an. Ein leises Lächeln stahl sich auf ihre Lippen, als Franzl begann, laut und falsch und fröhlich mitzusingen.

Nachdem die Beiden zu Abend gegessen hatten, brachte Maria die Kleine ins Bett. Wie jeden Abend sang sie ihr das Lied vom Mond vor. Die neue Puppe fest an sich gedrückt, schlief die Kleine bereits nach der ersten Strophe ein. Maria zog sich einen Hocker an das Bettchen und lauschte den Atemzügen des Kindes.

„Mein Gott, wie sie dem Vater gleicht!“, murmelte sie und hauchte einen Kuss auf das rosa Gesichtchen. Sie befreite die Puppe aus der Umklammerung, legte sie beiseite und verließ das Zimmer. Als sie das Wohnzimmer betrat, hörte sie Gertrud nebenan hantieren und ihr fiel ein, dass sie vor dem morgigen Mittagessen das gute Damasttisch-tuch würde noch einmal aufbügeln müssen, die Schwiegermutter legte viel Wert darauf.

Maria machte es sich auf dem Sofa bequem, zog die Kristallschale mit den selbstgebackenen Keksen in Reichweite und nahm *Segen der Erde* zur Hand. Ein Buch, das ihr empfohlen worden war, der Norweger Knut Hamsun hatte dafür den Literaturnobelpreis erhalten.

Zehn Minuten vor eins blickte sie zur Wanduhr und erschrak. Rasch nahm sie die Weihnachtskarte von Tante Martha und legte sie in die Seite des Buches.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Dann huschte sie ins Bad. Entgegen ihrer Befürchtung schlief sie in dieser Nacht endlich mal wieder tief und traumlos.

Maria und Franzl

Fast vierzehn Jahre waren vergangen. Maria und ihre Tochter hatten die Kriegs- und Hungerzeit weitgehend unbeschadet überstanden. Auch Dank des stadtnahen Landwirtschaftsbetriebes, den Opa Böhm seinerzeit mehr als Steckenpferd für seine Frau, statt zum Haupterwerb gegründet hatte. In den letzten beiden Kriegsjahren war Maria zeitweise zum Lazarettendienst verpflichtet worden und dabei nicht selten an ihre physischen und psychischen Grenzen gegangen. Ihre Überzeugungen, ihre Wertmaßstäbe, ihre Sicht auf die Lebensumstände hatten sich im Zuge der Zeit zum Teil fundamental geändert. Die Trauer über den frühen Verlust ihres Mannes war allmählich der Überzeugung gewichen, ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten. So betrachtete sie die fünf Jahre, die sie mit ihm verlebt hatte, als Geschenk. Nach wie vor hielt sie die Gegenstände in Ehren und an ihnen fest, die sie auf irgendeine Weise an ihren Horst erinnerten, wie etwa der reparaturbedürftige Füllfederhalter oder die perlmuttverzierte Zigarettenspitze. Die funktionstüchtige *Contax* war nicht nur zum wichtigsten Erinnerungsstück, sondern auch zu ihrem Hobby geworden. Maria dankte ein ums andere Mal ihrem Schicksal, dass sie nicht unmittelbar nach dem Krieg in die Versuchung gekommen war, den Fotoapparat gegen Lebensmittel einzutauschen.

Auf leise Andeutungen ihrer Mutter, ob sie sich nicht für eine neue Partnerschaft erwärmen könne, schließlich sei sie ja noch keine alte Frau, reagierte sie brüsk:

„Auf keinen Fall! Horst kann ohnehin keiner das Wasser reichen!“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Wenn auch Verwandte, Freunde und Nachbarn meinten, dass auf dem Böhmschen Anwesen ein kräftiger und geschickter Mann dringend gebraucht würde, so sträubte sich Maria schon, überhaupt darüber nachzudenken.

Neben der kleinbäuerlichen Wirtschaft, die sie mit Tochter und Schwiegermutter am Laufen hielt, stand Maria als Heimarbeiterin bei der Metallwarenfirma Keppler unter Vertrag. Alle paar Tage befestigte sie eine andere Vorrichtung am Küchentisch, mit deren Hilfe sie Kleinteile fertigte. In der Küche roch es immer ein bisschen nach Werkstatt, nach Metallspänen und Mechanikeröl. Momentan drehte sie Spiralfedern. Dazu führte sie Federdraht in das Werkzeug ein und drehte exakt viereinhalb Mal an der Aufsteckkurbel. Dann trennte sie die Feder mithilfe der eingebauten Schervorrichtung von der Drahtrolle und legte sie zu den anderen in die Kiste. „Wie stumpfsinnig“, dachte sie ein ums andere Mal, „aber der schmale Lohn hilft, das Haushaltsloch zu stopfen.“

Zweimal in der Woche besuchte Maria einen Weiterbildungskurs in ihrem erlernten Beruf. Seit 1938 war sie nicht mehr als Kinderkrankenschwester tätig gewesen.

Franziska hatte sich mit ihren fast fünfzehn Jahren gemäß ihrer Erbanlagen, wie Oma Gertrud fand, zu einem auffallend hübschen Mädchen gemausert. Sie besucht eine der beiden neu gegründeten neunten Klassen der Parkschule, die vor Kurzem Mittelschule geworden war.

Auch wenn Maria ihr alle nur denkbare Liebe schenkte, war Franziska kein verwöhntes Einzelkind. Frühzeitig übertrug ihr die Mutter Verantwortung und achtete darauf, dass sie selbständig wurde. Sie besprach mit ihr auch Probleme, die viele Heranwachsende ihres Alters überfordert hätten. Maria klärte sie über das Leben im Allgemeinen und die Menschen im Besonderen auf. So eignete sich Franziska Prinzipien und Überzeugungen an, die sie hinsichtlich ihrer geistigen Reife oft älter erscheinen ließen.

Durch ihre unkomplizierte, offene Art ermuntert, stellten ihr einige Halbwüchsige nach, was sich an einem der letzten Tage im Juli derart zuspitzte, dass sie, wie sie ihrer sprachlosen Mutter eröffnete, „dem Müller eine geklebt“ hatte.

Am Nachmittag jenes 24. Juli, einem Sonntag, war Franziska mit dem Rad zur Hainbuche gefahren, hatte sich auf die Bank gesetzt und den ersten Band der Südstaatentriologie *Vom Winde verweht* zur Hand genommen, als wie selbstverständlich Peter Müller neben ihr Platz nahm. Der ansehnliche junge Mann war über die Maßen von sich überzeugt und galt als Aufschneider. Viele bezeichneten ihn als Großkotz. Peter wohnte am Ortsrand, fast in Sichtweite der beliebten Hainbuchenbank. Er hatte sich augenblicklich auf den Weg gemacht, als er zufällig die über ein Jahr jüngere Franziska erblickte. Mit einem saloppen: „Na, Franziska, Langeweile?“, ließ er sich neben ihr nieder. Er hatte schon mehrmals versucht, das hübsche Mädchen zu erobern, um es als neueste Errungenschaft präsentieren zu können. Dass ihr lindgrünes Sommerkleid etwas mehr als ein wenig nach oben gerutscht war, bemerkte Franziska nicht. Peter umso mehr. Der samtene Glanz ihrer braunen Oberschenkel ließ sein Blut pulsieren, seine Fantasie begann Purzelbäume zu schlagen.

„Was liest du da Schönes?“, heuchelte er Interesse und beugte sich wichtigtuend über das aufgeschlagene Buch.

„Verrenk dir nicht die Wirbelsäule!“

Peter ließ nicht nach und versuchte immer wieder, seinen Arm um ihre Schultern zu legen.

„Ich hab noch nie Eine so geliebt wie dich“, nuschelte er schließlich und löste prompt einen Lachanfall aus.

„Wo hast du denn das her? Aus dem Kino?“

Peter guckte etwas verdattert aus der Wäsche, nahm aber an – weil er es bei anderen Mädchen immer wieder erlebt hatte – Franziska ziere sich nur. So kam er auf die Idee,

seinen Sehnsüchten mehr Nachdruck zu verleihen, legte seine Hand auf ihren Oberschenkel und ließ sie flott bis zur Leistenbeuge wandern.

„Spinnst du?!“ Franziska schoss in die Höhe und im selben Moment klatschte ihre Hand in sein Gesicht. Erschrocken über ihre eigene heftige Reaktion setzte sie sich zitternd und wutschnaubend wieder hin und nahm mit bösem Blick ihr Buch zur Hand. Schlimme Worte lagen ihr auf der Zunge, doch machte sie die Empörung stumm. Peters selbstgefälliges Lächeln bekam zwar eine säuerliche Note, aber das Weite zu suchen, kam ihm nicht in den Sinn. Schließlich schnappte sich Franziska ihr Rad und rauschte davon, im letzten Moment einer erzürnt schnatternden Entenfamilie ausweichend. Eher verständnislos als gekränkt sah ihr Peter hinterher und nahm sich vor, künftig etwas vorsichtiger zu sein. –

Schon mehrfach hatte Maria überlegt, ob es sich eventuell lohnen würde, dem unterm Schauer stehenden *Wanderer**, einem Erbstück vom Schwiegervater, ohne allzu großen Aufwand wieder Leben einzuhauchen. Einen Führerschein besaß sie ja, sie hatte ihn vor Jahren wegen ihres Lazarett-dienstes erworben. Aber selbst wenn das Auto repariert werden konnte, würde sie es denn überhaupt unterhalten können? Sie beschloss, darüber mit einem Fachmann zu sprechen, und wusste auch schon, mit wem.

Sie hatte kürzlich erfahren, dass der Mann von Edith May, einer Konsum**-Bekanntschaft, als Autoschlosser tätig war. Ihr Sohn Robert, runde zwei Jahre jünger als Franziska, besuchte ebenfalls die Parkschule.

„Sag mal, ist dir Robert May ein Begriff? Aus der Parkschule?“ erkundigte sich Maria nachmittags bei ihr.

* Wanderer: Die Wanderer-Werke stellten Motorräder und Autos her.

** Konsum: kurz für Konsumgenossenschaft **Die für Konsumgenossenschaft rechtlich geschützt!**